



ERIKA FATLAND

HOCH OBEN

EINE REISE
DURCH DEN HIMALAYA



SUHRKAMP



ERIKA FATLAND

HOCH OBEN

EINE REISE
DURCH DEN HIMALAYA



SUHRKAMP

Erika Fatland

Hoch oben

Eine Reise durch den Himalaya

Aus dem Norwegischen von Ulrich Sonnenberg

Mit Fotografien der Autorin

Suhrkamp

Für meine märchenhaften Großeltern:

Solfrid Grønnestad

Erik »Bessen« Grønnestad († 2019)

&

Ragnhild Fatland

Ole Fatland († 2020)

Inhaltsverzeichnis

Cover

Titel

Widmung

Inhalt

Ein schlechtes Omen

Die erste Etappe. Juli-Dezember 2018

Seidenstraße 2.0

Hoher Einsatz

Familienplanung im Märchenland

Feiern und fasten

Liebe in Zeiten der Taliban

Grenzgang

Paradies mit Ausgangssperre

Das höchste Schlachtfeld der Welt

Von Göttern und Männern

Klein-Tibet

Leere und die hektische Suche nach Radiowellen

Die Quelle

Champagner der Berge

Die Prinzessin ohne Königreich

Nackte Schätze

Der geheimnisvolle Waldaufseher

Bruttonationalglück

Indiens wilder Osten

Für den morgigen Tag

Die zweite Etappe. April – Juli 2019

Kindergöttinnen

Gedränge am Gipfel

Hauptstadtgeschichten

Der Prinz, der nicht König werden wollte

Der Schneeleopard

Der durstige Gott

Terra Nullius

Die verlorene Gemeinde

Die Mitte der Welt

Die chinesische Konkubine

Linienflug nach Shangri-La

Das Königreich der Frauen

Danksagung

Bildteil

Literaturverzeichnis

Fußnoten

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Ein schlechtes Omen

Vom frühen Morgen an strömten festlich gestimmte Tibeter auf die **Hochebene (4750 Meter über N. N.)**. Leichte Schneeflocken tanzten kleine Pirouetten in der dünnen Luft. Mitten auf der Ebene ragte ein von Stangen gestützter Mast schräg in die Luft, an dem Yak-Felle und bunte Gebetsfahnen hingen. Der Mast war über zwanzig Meter lang, der höchste Fahnenmast in Tibet. Lange, kräftige Seile, mit denen Männer den Mast hochziehen sollten, waren an dem dicken Holzstamm befestigt und lagen sorgfältig aufgerollt auf dem Boden. Zwei Lastwagen, die bei dieser Feierlichkeit deplatziert wirkten, standen bereit, um den Männern zu helfen.

Mehrere Tausend Menschen waren erschienen, viele waren tagelang unterwegs gewesen und hatten das gesamte Bergplateau überquert, um den allerheiligsten Berg in der Mitte dieses allerheiligsten Monats, *Saga Dawa*, zu erreichen. Die Buddhisten glauben, dass sich alles verzehnfacht, was sie in diesem Monat tun, egal ob es sich um gute oder schlechte Taten handelt. Und genau an diesem Tag, dem heiligsten aller Tage, dem fünfzehnten Tag im *Saga Dawa*, dem Tag, an dem Buddha nicht nur geboren wurde, sondern auch das Nirwana erreichte, ver Hundertfachen sich sämtliche Taten.

Die weiblichen Pilger trugen handgewebte Trachtenröcke aus Wolle, Seidenblusen und schweren Silberschmuck, die Männer knielange Seiden- oder Pelzmäntel und große Hüte. Die sorgfältig arrangierten Frisuren und die bunten Gewänder verrieten, aus welchem Teil Tibets sie kamen und wie lange sie schon unterwegs waren. Doch nicht die Reise an sich war das wirklich Imponierende, sondern dass sie es geschafft hatten, sämtliche Genehmigungen, sämtliche Stempel und alle Unterschriften zu beschaffen, die notwendig waren, um all die unsichtbaren Distriktgrenzen überqueren und Checkpoints passieren zu können, und hier zu sein, genau an diesem

Morgen, an dem leichte Schneeflocken durch die Luft schwebten. Die chinesischen Behörden fürchteten die tiefe religiöse Überzeugung der Tibeter, über die sie keine Kontrolle haben, und vor allem fürchteten sie Ereignisse wie dieses, bei dem sich Tausende von Gläubigen aus abseits gelegenen Dörfern versammeln.

Die Staatsgewalt war zahlreich erschienen. Mit Knieschützern, Helmen, schusssicheren Westen, Schlagstöcken und Schilden ausgerüstete Bereitschaftspolizei marschierte in Gruppen auf und ab – vorbei an Kindern und Gebetsfahnen. An dem kleinen Tempel auf dem Gebirgskamm direkt über der Ebene sorgten mürrische Polizisten dafür, dass in der Schlange der Pilger, die sich von den Mönchen segnen lassen wollten, alles ordentlich vor sich ging. Niemand durfte zurückfallen oder stehen bleiben, um sich länger mit einem der Mönche zu unterhalten. Um die Polizisten zufriedenzustellen, hatten die Gläubigen in Bewegung zu bleiben. Die Mönche saßen in einer langen Reihe vor dem Tempel, sie trugen rote und gelbe Gewänder und große Hüte, schlugen auf Trommeln, bliesen in Hörner oder beugten sich über handgeschriebene Texte und psalmodierten sie halblaut.

Auf der Ebene bewegte sich die Menge langsam rund um den schrägen Mast; in den Händen hielten die Menschen Gebetsmühlen und Gebetsketten, während sie das allerheiligste Mantra murmelten: *Om mani padme hum, om mani padme hum*. Junge wie Alte legten sich flach auf den Boden, streckten die Arme im Gebet über den Kopf, erhoben sich und gingen einige wenige Schritte weiter, um sich erneut auf den Boden zu werfen. *Om mani padme hum*. Ich ließ mich von dem Strom, von dem Fluss mitreißen und schritt, von Farben und Gebeten umgeben, mit den Pilgern um den Fahnenmast herum. *Om mani padme hum*. Und die Zeit blieb stehen, die Zeit zerfloss, die Zeit war ein Wirbel aus Schneeflocken.

Nun nahm sich jeder der Männer, von denen der Mast hochgezogen werden sollte, ein Seil. Die Menschen blieben stehen und sahen ihnen erwartungsvoll dabei zu, wie sie prüfend an den Seilen zogen.

Ki-ki-so-so! murmelten die Zuschauer aufmunternd, zunächst leise, dann immer lauter: *Ki-ki-so-so! Ki-ki-so-so-lha-gyal-lo!* Sieg den Göttern!

Langsam richtete sich der Mast auf – unterstützt durch hilfreiche Hände und die beiden Lastwagen, *so-so-so!* Als der Mast Minuten später senkrecht stand, explodierten die Pilger in ekstatischen Rufen, *ki-ki-so-so!* Gebetsfahnen aus Papier und Tsampa, geröstetes Gerstenmehl, wurden in die Luft geworfen. Ich war von Mehl bedeckt, alle waren von Mehl bedeckt, und nun setzte sich die Menge erneut in einem großen Oval rund um den Mast in Bewegung, Tausende breite, lächelnde Gesichter, sie gingen immer schneller, *ki-ki-so-so!* Die Stimmung war geradezu elektrisch aufgeladen. Noch einmal ließ ich mich in dem Strom rund um den Fahnenmast treiben, umgeben von reiner Freude und fein gemahlenem Tsampa-Mehl.

Ich blieb stehen, um ein letztes Foto zu schießen, bevor ich zurück zu Jinpa ging, meinem Guide, der oben am Tempel bei den Gebetsfahnen wartete. Eigentlich hätte ich mich nicht weiter als fünf Meter von ihm entfernen dürfen, so hatte es die Polizei auf dem Informationstreffen am Vortag erklärt. Ausländer mussten unter Kontrolle gehalten werden, aber Jinpa nahm es nicht so genau und ließ mich im Großen und Ganzen machen, was ich wollte.

Ich knipste ein Foto, und es gelang mir, den Mast im freien Fall zu verewigen.

Es wurde vollkommen still. Alle blieben stehen, hielten inne und wandten sich dem umgefallenen Fahnenmast zu, der auf der Erde lag und möglicherweise gebrochen war. Niemand rief mehr *ki-ki-so-so*, niemand warf mehr Tsampa oder Gebetsfahnen in die Luft. Einige weinten. Andere starrten einfach wie gelähmt vor sich hin.

Ich fand Jinpa, der auf die Knie gesunken war.

»So etwas ist noch nie zuvor passiert«, sagte er ernst. »Nicht in dreihundert Jahren. Es ist schon vorgekommen, dass der Mast ein bisschen schief stehen blieb, nicht ganz senkrecht, und das wurde immer als ein schlechtes Zeichen für das kommende Jahr gedeutet. Aber so etwas ... Das ist ein sehr schlechtes Zeichen. *Sehr* schlecht. Für uns alle, die hier sind, und für ganz Tibet.«

Am Tempel saßen die Mönche und lasen ihre Mantras mit dunklen, eindringlichen Stimmen, nun mit tiefen Falten zwischen den Augenbrauen. Die Männer, die vor wenigen Minuten den Fahnenmast hochgezogen hatten und wie Helden gefeiert worden waren, irrten ziellos umher und blickten ratlos auf den umgefallenen Mast.

Jinpa erhob sich und sah mich an. Ihm standen Tränen in den Augen.
»Kommen Sie«, sagte er. »Wir müssen gehen. Es ist noch weit.«

Die erste Etappe

Juli-Dezember 2018

»Wenn es ein Paradies auf Erden gibt,
ist es hier, ist es hier, ist es hier.«

Dem Poeten Hazrat Amir Chusrau zugeschriebenes Zitat



Seidenstraße 2.0

Wo beginnt ein Gebirge und wo endet es, eine Gebirgskette, eine Reise?

Schaut man sich die Berge Asiens auf einer Reliefkarte oder einer topografischen Karte ohne Beschriftung an, sieht man die Erdoberfläche, erstarrte Bewegungen und Wellen in der Geologie, geometrische Muster, Fraktale. Aber keinen Anfang und kein Ende, keine eindeutige Abgrenzung.

Das Gebirge, das wir Himalaya nennen – auf Sanskrit bedeutet es »Ort des Schnees« –, bildet eine riesige, ovale Barriere aus Steinmassiven, Eisgletschern und tiefen Tälern zwischen dem eurasischen Kontinent im Norden, wo der sibirische Waldgürtel über abfallende Einöden in die Steppen und Wüsten Kasachstans, der Mongolei und Chinas übergeht, und dem indischen Subkontinent im Süden – der sich von Pakistan im Westen bis Myanmar im Osten erstreckt. Nördlich des Himalaya liegt das tibetische Gebirgsplateau, weiter südlich enden die Berge abrupt wie ein aus himmelhohen Gipfeln bestehender Brustpanzer gegen Indien und Pakistan. Hier, in den steilen Berghängen, existierte vor weniger als einem Jahrhundert ein kleines Bergkönigreich neben dem anderen. Die meisten von ihnen wurden inzwischen großen und mächtigen Staaten einverleibt; nur das Königreich Bhutan hat standgehalten.

Auf der Karte wie im Gelände findet sich in den Gebirgsmassiven weder ein definierter Anfang noch ein Ende. Im Westen hängt der Himalaya mit den Bergketten Pamir, Karakorum und Hindukusch zusammen. Beginnt die Gebirgskette am Shibar-Pass in Afghanistan, dem möglichen Ende des Hindukusch, oder am Nanga Parbat in Pakistan, dem höchsten Berg im Westen? In Kirgisistan trifft das Pamir-Gebirge auf das Tian-Shan-Hochgebirge, das Himmlische Gebirge, das im Norden in das Altai-Gebirge übergeht und sich nahtlos nach Osten in die Sajan-Bergkette fortsetzt, bis es im Osten am Ochotskischen Meer endet. Kann man daher

sagen, der Himalaya endet eigentlich am Pazifik oder beginnt möglicherweise dort?

Betrachtet man es noch distanzierter, könnte man argumentieren, dass der Himalaya ein Teil der alpinen Gebirgskettenfaltung ist, die zwischen sechzig und achtzig Millionen Jahren vor unserer Zeit begann, als die afrikanischen und indo-australischen tektonischen Platten mit Eurasien im Norden kollidierten und zur Geburt unter anderem des Kaukasus, des Taurus, der Alpen, der Pyrenäen und des Atlas-Gebirges führten. Später kamen Pamir, Hindukusch, Karakorum – und der Himalaya dazu. Rechnet man die ganze Großfamilie der alpinen Gebirgsketten mit ein, erstrecken sich der Himalaya und seine nahen und fernen Verwandten im Grunde vom Atlantik im Westen bis zum Pazifik im Osten.

Für welche Definition man sich auch entscheidet, es gibt niemanden, der behauptet, der Himalaya würde in der alten Seidenstraßenstadt **Kaschgar (1270 Meter über N.N.)** in der chinesischen Provinz Xinjiang beginnen, die tausendzweihundertsiebzig Meter über dem Meeresspiegel liegt, mitten im trockenen Tarimbecken im äußersten Westen Chinas. Aber die *Reise* in den Himalaya nahm hier ihren Anfang, und der Auftakt wurde länger als geplant. Ich konnte dem Weg weiter südlich in Richtung der Berge, in Richtung Himalaya nicht folgen, bevor ich nicht das Blatt Papier hatte, das mir freies Geleit über den Pass nach Pakistan verschaffte. Ich musste brav warten, und das lag in erster Linie an den Indern.

Rechtzeitig vor meiner Abreise hatte ich um ein indisches Visum ersucht, aber der Prozess zog sich hin, und die Botschaft hatte immer mehr Informationen angefordert: Wo wollte ich wohnen, wohin wollte ich reisen, wie wollte ich von A nach B kommen, mit wem wollte ich reisen, warum wollte ich überhaupt nach Indien. Und schließlich lief mir ganz einfach die Zeit davon. Ich gab die indische Botschaft auf und konzentrierte mich stattdessen auf die pakistanische, doch auch dort ging es nur langsam voran, vermutlich lag es an der Urlaubszeit. Vielleicht würden sie nächste Woche ein Visum ausstellen können, möglicherweise aber auch erst in der darauffolgenden Woche, es ließ sich nicht sagen. Plötzlich war der Abreisetag gekommen, und ich setzte mich wie geplant

ins Flugzeug nach China und reiste mit einem Ersatzpass ein, da mein eigentlicher Pass noch immer in der pakistanischen Botschaft in Oslo lag. Im Gegensatz zu ihren Kollegen südlich der Berge waren die chinesischen Bürokraten vorbildlich und effektiv gewesen – meinen Visumsantrag hatte man wie gewünscht im Expresstempo bearbeitet. Nun saß ich in Kaschgar fest und wartete darauf, dass die entsprechende Abteilung des pakistanischen Konsulats aus dem Urlaub zurückkehrte und das magische Blatt Papier endlich bei mir eintraf, damit ich die Reise in die Berge antreten konnte.

Das sind die prosaischen Probleme der modernen Reisenden. Die eigentlichen Reiseetappen dauern heute einen Wimpernschlag, Zeit braucht die Bürokratie. Die Welt ist grenzenlos geworden, heißt es, wir leben in einem globalisierten Zeitalter, aber nur, wenn man den richtigen Pass und die richtigen Dokumente hat. Worüber reden abenteuerlustige Globetrotter, wenn sie sich begegnen? Tja, sie reden über Konsulate, über Visumsverlängerungen und Antragsprozeduren.

Während ich darauf wartete, weiterreisen zu können, schlenderte ich durch Kaschgars verschlafene Gassen. Am Eingang der hellgelben Id-Kah-Moschee, dem wichtigsten Wahrzeichen der Stadt, wurde ich von einem strengen Polizisten aufgehalten.

»Pass!«, bellte er. Auch um in das Haus Gottes zu gelangen, muss man heutzutage die richtigen Papiere haben.

»Der liegt im Hotel«, antwortete ich.

»Dann kann ich Sie nicht hineinlassen«, erklärte er. »Es ist im Übrigen nicht erlaubt, in der Moschee zu fotografieren«, fügte er hinzu.

»Fotografieren ist streng verboten.«

Ich ging zurück auf den großen, frisch renovierten Platz. Im Schatten einiger Bäume saß eine Handvoll grauhaariger Männer, die sich Gebetsrufe aus einem Mobiltelefon anhörten. An der Straße am Ende des Platzes klammerten sich drei chinesische Kinder an den Höckern rüdigter Kamele fest, während die Eltern diese Leistung fleißig mit ihren Telefonkameras dokumentierten. Ansonsten war der Platz leer und öde.

Ein Fußgängertunnel führte auf die andere Seite der dicht befahrenen Straße. Unten im Halbdunkel gab es eine weitere Identitätskontrolle. Wobei die chinesischen Touristen und ich an einem Metalldetektor vorbeigewunken wurden und nur die in Kaschgar lebenden Uiguren sich in eine Schlange stellen mussten, um sich kontrollieren zu lassen. Routiniert legten sie ihre Taschen auf das Transportband, scannten ihre Identitätskarte und blickten in die Kamera. Wieder im Tageslicht, am Eingang der berühmten Altstadt, wartete eine weitere Ausweiskontrolle. Wieder winkten die Kontrolleure mich an der Schlange der einheimischen Frauen und Kinder vorbei.

An einer Bude wurde Granatapfelsaft, an einer anderen rundes Fladenbrot feilgeboten. Es gab Buden mit Nudeln, Grillspießen oder gedämpftem Schaffleisch, wieder andere lockten mit saftigen Honigmelonen, sonnenreifen Aprikosen und prallen Weintrauben. Der Geruch der Garküchen hing schwer über dem Markt, hungrige chinesische Touristen drängten sich um die riesigen Fleischtöpfe. Kaschgar ist weithin bekannt für seine lebendigen Märkte, die ganze Stadt ist in gewisser Weise ein einziger großer Basar, an jeder zweiten Straßenecke wird irgendetwas Essbares an einer einfachen Bude verkauft. Die Verkäuferinnen trugen weite, geblünte Kleider, die älteren Männer bunte, kreisförmige Kopfbedeckungen. Gruppen chinesischer Reisender dokumentierten das exotische Treiben mit halbmeterlangen, halbprofessionellen Objektiven. Viele von ihnen kamen von weit her: Kaschgar gehört zu Chinas westlichstem Außenposten, die Stadt liegt näher an Bagdad als an Peking.

Ich manövrierte mich an den Essensständen vorbei und verschwand in einer der engen Gassen. Die Altstadt sah auf der Karte nicht sonderlich groß aus, aber ich verlief mich in den verwinkelten, labyrinthischen Straßen sofort. Überall war ich umgeben von traditionellen hellbraunen Lehmhäusern. Kleine Mädchen in Prinzessinnenröckchen kamen auf mich zugelaufen, um meine Haare anzufassen, sie riefen mir *ni hao* zu, und einige erlaubten sich ein verlegenes *hello*. Auf den Türschwellen saßen

ältere Frauen und tranken Tee. Sie lächelten und sagten *salaam*, wenn ich vorbeiging.

Die Touristenbehörde hatte mich reichlich mit Stadtplänen versorgt, doch sie waren kaum eine Hilfe. Denn die Karten zeigten nicht, wo man war, auf ihnen waren lediglich verschiedene Routen verzeichnet, denen man durch das Straßenlabyrinth folgen konnte. Route 1, Route 2, Route 3. Zwischendurch stieß ich auf chinesische Touristen mit Selfie-Stangen und vor der Sonne schützenden Kopfbedeckungen, meist war ich aber nur umgeben von fröhlich lachenden Kindern und runzligen Großmüttern. Die staubigen Gassen wanden sich mal hierhin, mal dorthin, jede pittoreske Passage erschien wie eine Kulisse aus Tausendundeiner Nacht. So, dachte ich, ungefähr so – abzüglich der Stadtpläne und der Selfie-Stangen, allerdings mit mehr Kamelen und Eseln – muss Kaschgar vor beinahe zweitausend Jahren ausgesehen haben, als die Händler begannen, Seide, Papier, Kräuter und andere lukrative Waren auf den Karawanenrouten von Ost nach West zu transportieren.

Als das Filmteam von *Drachenzüchter* Anfang der 2000er Jahre nach einer sichereren Stadt als Kabul für ihre Aufnahmen suchte, fiel die Wahl auf Kaschgar, da hier die größte und am besten erhaltene islamische Altstadt in ganz Zentralasien zu finden war. Heute müssten sie sich nach authentischeren Kulissen umsehen. Hätte ich es nicht gewusst, hätte ich es wahrscheinlich nicht bemerkt, denn die Neubauarbeiten waren sorgfältig ausgeführt, ganz offensichtlich mit Respekt vor der Tradition. Allerdings waren sämtliche Ecken und Winkel begradigt. Alle Lehmwände waren perfekt, ohne einen einzigen Kratzer, ohne eine einzige Unebenheit. Zwischendurch kam ich zu Treppen, die nirgendwo hinführten, oder in Straßen, die plötzlich und unmotiviert an der Stadtmauer endeten, denn auch das Straßennetz hatte man wesentlich verändert. Abgesehen von den Scharen lachender Kinder, die mich verfolgten, waren diese Straßen im Großen und Ganzen aber öde und leer.

Kaschgars berühmte Altstadt ist heute nichts anderes als eine dekorative Kulisse. Hübsch und stimmungsvoll, aber eben auch nagelneu.

Mit der Evakuierung und dem Abriss der ehemaligen Altstadt hatte man 2009 begonnen. Laut den chinesischen Behörden waren die Häuser in der Altstadt nicht erdbebensicher, sie hätten dringend saniert und modernisiert werden müssen. Doch statt die mehrere Hundert Jahre alten Häuser zu renovieren, setzten die Chinesen gewohnheitsgemäß Bulldozer ein, und sie gingen gründlich zu Werk. Über fünfundsechzigtausend Häuser wurden abgerissen, über zweihunderttausend Menschen verloren ihr Heim. Viele von ihnen wohnen nun in kleinen modernen Wohnungen in anonymen Hochhäusern am Rande des Zentrums.

Nachdem ich über eine Stunde umhergeschlendert war, stieß ich auf das ebenfalls nagelneue, massive Stadttor. Schilder auf Uigurisch, Chinesisch und Englisch verkündeten, das Tor führe zur Kaschgar Old City. Die fünf A links von der Toröffnung verkündeten, dass es sich um eine Fünf-Sterne-Touristenattraktion handelte, eine Ehre, die der Stadt 2015 zuteilwurde, als die funkelnagelneue Altstadt fertiggestellt war.

Auf der anderen Straßenseite lag ein kleines Stück intakte Altstadt. Hier war von Ordnung überhaupt nichts zu spüren. Die meisten Häuser sahen aus, als hätte man sie eher zufällig gebaut, eins auf dem anderen, und waren halb eingestürzt. Die Reste der Stadtmauer erinnerten mehr an einen liegen gebliebenen Erdbeben als an eine Mauer, zwischen den Häusern türmte sich der Abfall. Am Eingang wurde ich von vier Polizisten angehalten. Sie rauchten unter einem Sonnenschirm, und es war offenbar ihre einzige Aufgabe, jeden Touristen aufzuhalten, der versuchte, in die ursprüngliche Altstadt zu gelangen. Ich versuchte aus ihnen herauszubekommen, warum der Zutritt verboten war, allerdings vergeblich, die Polizisten sprachen nur Chinesisch. Ein großes Plakat in der Nähe ihres Tisches informierte über das Betretungsverbot in drei Sprachen, darunter eine Art Englisch: *Reminder: Dear Visitor, due to The Hathpace Folk House is dressing up, can not enter inside, please forgive me.* Das Vertrauen der Chinesen in automatische Übersetzungsprogramme schien grenzenlos zu sein. Auch chinesische Touristen wurden aufgehalten, während uigurische Frauen mit kleinen Kindern durchgelassen wurden.

Niemand hinderte mich indes daran, den letzten Rest von Kaschgars verfallener Altstadt zu *umrunden*. Anfangs hatte ich noch die vage Hoffnung, einen anderen, weniger offiziellen Eingang zu finden, doch an jeder noch so kleinen und unscheinbaren Gasse saß ein Polizist und passte auf. Hin und wieder gelang es mir, einen Blick durch die Fenster dieser schiefen, armseligen Häuser zu werfen. Innen saßen Menschen, die Tee tranken oder fernsahen. *Staatliches* Fernsehen, vermutete ich. Ähnlich wie das Fasten während des Ramadan oder islamische Namen für Neugeborene wird die Weigerung, sich das staatliche Fernsehprogramm anzusehen, seit kurzem als Zeichen für religiösen Extremismus gewertet. Statistisch gesehen war die Chance groß, dass einzelne Fernsehzuschauer, die auf den Sofas der Slumhäuser lagen, Han-Chinesen waren, die aus den zentraleren Teilen des Reichs der Mitte eingeflogen worden waren, um der muslimischen Bevölkerung im »wildem Westen« das moderne, parteilinienkongforme Leben beizubringen.

George Orwells Dystopie von 1948 verblasst gegenüber der Xinjiang-Provinz des Jahres 2018.

Meine erste Begegnung mit dem Himalaya hatte mit Donald Duck zu tun. So wie meine Reise nach Zentralasien und durch alle Länder, die mit »stan« enden, in gewisser Weise von Donalds vielen Eskapaden in »Weitwegistan« inspiriert waren, hatte Carl Barks im Grunde genommen auch für diese Expedition den Impuls geliefert. Als Kind schlief ich mit Donald ein und erwachte mit ihm, ich lernte durch Donald lesen. Mein Vater las mir zum Einschlafen ausschließlich Micky-Maus-Hefte vor, und wenn er einschlief, was häufig vorkam, musste ich selbst weiterlesen.

Als ich etwas älter war, las ich auch andere gedruckte Werke, und besonders fasziniert war ich von unserem Atlas. Wir hatten keinen Globus, aber dicke Atlanten. In der Fantasie reiste ich auf den Landkarten, und nirgendwo waren die Namen magischer als in dem braun-weißen Gebirgsgürtel zwischen Indien und China: *Hindukusch. Thimphu. Lhasa. Hunzu. Kathmandu. Sikkim. Karakorum. Annapurna*. Und der schönste

Name von allen: *Himalaya*. Mir wurde es nie langweilig, diese Silben vor mich hin zu sagen: *Hi-ma-la-ya*.

In einer meiner Lieblingsgeschichten aus Entenhausen lässt Carl Barks Onkel Dagobert einen Nervenzusammenbruch erleiden. Der Zustand ist sehr ernst, Dagobert kann Geld nicht länger ertragen. Donald und die Neffen bringen ihn schließlich in das abgeschiedene Tal Tralla La hoch oben im Himalaya, wo Geld unbekannt ist. Das Tal ist so abgelegen, dass sie mit einem Fallschirm abspringen müssen, um dorthin zu kommen, aber es ist alle Strapazen wert: Sie finden ein irdisches Paradies, in dem die Bewohner ein fröhliches, glückliches und harmonisches Leben führen.

Kaum eine Gegend auf der Welt ist so mythenumspunnen wie der Himalaya. Die Berge im Himalaya waren die letzte Möglichkeit für Entdeckungsreisen – bis weit ins 20. Jahrhundert hinein verkleideten sich westliche Abenteurer als lokale Handelsreisende und Pilger in der Hoffnung, Lhasa zu erreichen, Tibets sagenumwobene Hauptstadt; und auch viele Jahre, nachdem die Fahnen auf den Süd- wie auf den Nordpol gepflanzt waren, standen die höchsten Zinnen des Himalaya noch immer unerklommen da. Dazu kam das Mystische. Die Geschichten über Volksgruppen in verborgenen Tälern, bei denen niemand alt würde und starb, sondern alle in erhabener Harmonie lebten und seltene Instinkte und tiefe Weisheit besaßen, verkauften sich bei den Buchhändlern in Paris, London und New York wie geschnitten Brot.

Onkel Dagoberts Abenteuer in Tralla La ist nur von kurzer Dauer. Er hat Flaschen mit seiner Nervenmedizin mitgebracht, um keinen Rückfall zu erleiden. Die Einheimischen sind von den Kronkorken besessen, die sie für seltene Schätze halten und gegen Waren eintauschen. Um das Problem zu lösen, lässt Onkel Dagobert eine Milliarde Kronkorken aus einem Flugzeug abwerfen. Die Äcker und Felder sind nun von Kronkorken bedeckt, es war zu viel des Guten. Die Bewohner toben, und den Enten bleibt keine andere Wahl, als Hals über Kopf aus dem Bergtal zu fliehen.

Als ich als Neunzehnjährige zum ersten Mal hinaus in die Welt reiste, stand das Reiseziel von vornherein fest: Ich musste in den Himalaya. Die Begegnung mit den chaotischen Straßen von Kathmandu, in denen ein

Touristenladen neben dem anderen lag, und den tibetischen Bergdörfern in der Annapurna-Region, in denen Pizza und Spaghetti auf der Speisekarte standen, machten Appetit auf mehr, gleichzeitig verdarben sie mir allerdings auch den Appetit. Viele Jahre später reiste ich nach Bhutan und lernte eine vollkommen andere Wirklichkeit des Himalaya kennen, aber auch sie hatte sich den modernen westlichen Entdeckungsreisenden angepasst.

Der Himalaya, begriff ich – hatte ich gelesen, wusste ich –, war so viel mehr als dies, so viel mehr als Spiritualitätstourismus und der Traum der Bergsteiger vom Paradies. Die kulturelle und sprachliche Vielfalt ist enorm, denn über Jahrhunderte haben große und kleine Volksgruppen Zuflucht in den einsamen, unwegsamen Tälern gesucht, von denen viele beinahe bis in unsere Zeit so gut wie ungestört blieben. Bergsteiger schreiben über die von ihnen bestiegenen Berge und ihre erlittenen Strapazen; Entdeckungsreisende schreiben beinahe immer mehr über sich selbst als über die Gesellschaften, die sie »entdecken«. Der Himalaya ist nicht nur hoch, sondern auch lang; die Bergkette erstreckt sich über fünf Länder, von China und Indien im Nordosten über Bhutan und Nepal bis Pakistan im Nordwesten. Welche Lebensgeschichten und Gesellschaften verbergen sich außerhalb der ausgetretenen Pfade, hoch oben in den Tälern und Dörfern der Bergkette mit dem schönen Namen?

Schon bald wollte ich sowohl weit wie hoch reisen.

Zunächst musste ich jedoch an das gelobte Visum kommen. Die Urlaubsvertretung der pakistanischen Botschaft in Oslo hatte es nicht eilig, und die Wochentage gingen in den Sonntag über, den Tag des legendären Viehmarkts in Kaschgar. Ich fuhr mit einem Taxi aus der Innenstadt hinaus und folgte dem beißenden Geruch nach Vieh, vorbei an Melonenverkäufern und Schlachtern, bis ich zu den lebenden Tieren kam. Am Eingang zum animalischen Teil des Marktes wurde ich von drei Polizisten aufgehalten, die alle mit grimmigem Gesicht auf meine Kamera zeigten.

»No photos!«, riefen sie gleichzeitig.

»*Why?*«, fragte ich, bekam aber keine andere Antwort als eine Wiederholung des Verbots. *No photos!* Das ergab keinen Sinn. Der Viehmarkt in Kaschgar ist bekannt als der beste und bunteste der Welt. Die Menschen kommen noch immer von weit her, die Koffer voll mit teurer Kameraausrüstung, um diesen Markt zu erleben.

Auf dem Marktplatz stank es streng nach Fell, Kot und der Angst der Tiere. Es wimmelte von Schafen, gut genährten Ochsen und dem einen oder anderen schmallenden Esel. Die Verkaufsobjekte standen dicht an dicht, an provisorische Zäune gebunden oder auf Ladepritschen zusammengepfercht. Überall wurde geschrien und gefeilscht, Geldbündel wurden abgezählt und wechselten ihren Besitzer. Die Männer hatten grobe Hände und trugen schmutzige Arbeitskleidung; die Frauen hatten lange Kleider angezogen, auch sie schmutzig und voller Flecken. Hier und da stieß ich auf chinesische Touristen, die Nase und Mund hinter einer weißen Maske verbargen. Niemand von ihnen schien sich am Fotografieren hindern zu lassen, und auch die Bauern sahen nicht so aus, als hätten sie etwas dagegen, fotografiert zu werden; sie hatten genug mit sich und ihren Geschäften zu tun. Die Polizei hielt sich überwiegend in dem Wachhaus am Eingang des Marktes auf, in sicherem Abstand zu Kuhfladen und Schafskötteln – und den Touristen.

Kaschgar und Handel sind zwei Seiten einer Medaille. Durch die strategische Lage am Fuß des Pamir hatte derjenige, der Kaschgar kontrollierte, jederzeit auch die westlichen Handelswege nach Persien und die südlichen nach Kaschmir unter Kontrolle. In Kaschgar begannen auch die Karawanenrouten nach Xi'an im Nordosten und Kasachstan im Norden. Marco Polo, der im 13. Jahrhundert seine Reise nach China unternahm, beschrieb Kaschgar als »die größte und wichtigste« Stadt der Region.

Kaschgars Geschichte ist lang und vielschichtig. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Stadt vom griechisch-baktrischen Kushan-Reich, tibetischen Königen, chinesischen Kaisern, arabischen Kalifaten, mongolischen Khanaten und türkischen Dynastien beherrscht. Die Chinesen kamen erst im 18. Jahrhundert ernsthaft ins Spiel: Die Provinz

Xinjiang und damit auch die Stadt Kaschgar wurden in den 1750er Jahren auf Dauer in das chinesische Imperium eingegliedert. Auf Chinesisch bedeutet Xinjiang »neues Land«.

Heute ist Xinjiang Chinas westlichste und größte Provinz, größer als das Staatsgebiet von Spanien, Frankreich, Deutschland und Großbritannien zusammen. Die Provinz grenzt an acht Länder – Russland, Mongolei, Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Afghanistan, Pakistan und Indien – und spielt eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung der neuen Seidenstraße oder *The Belt and Road Initiative, BRI*, so der offizielle Name des neuen Lieblingskindes der chinesischen Machthaber. Geplant ist, China mit den übrigen asiatischen Ländern sowie Europa und Afrika durch ein großes Netzwerk von neuen Straßen, Eisenbahnlinien und Schiffsrouten zu verbinden – eine moderne »Seidenstraße« mit China als Hauptlieferant von billiger Elektronik, massenproduzierter Kleidung, hohen Krediten und Arbeitskräften für den Rest der Welt. China hat den Code geknackt: Im Zeitalter des Hyperkapitalismus, in dem alles zum Verkauf steht und der freie Wettbewerb vergöttert wird, werden Imperien auf andere Weise als früher errichtet. Warum etwas besetzen, was man kaufen kann? Warum jemanden mit Gewalt unterwerfen, wenn man auf dessen Markt alle anderen unterbieten kann?

Obwohl Xinjiangs Fläche so groß ist wie das halbe Indien, leben dort gerade so viele Menschen wie in Peking – rund zwanzig Millionen. Die zentralasiatische Landschaft ist ungastlich, enorme Gebiete wie das Tian-Shan-Gebirge und die Wüste Taklamakan, die größte Sandwüste der Welt, sind unbewohnbar. In den letzten Jahrzehnten ist der Anteil an Han-Chinesen in Xinjiang kräftig erhöht worden, aber noch immer liegt ihr Anteil etwas unter der Hälfte der uigurischen Bevölkerung. Über neunzig Prozent von Chinas übrigen Staatsbürgern sind Han-Chinesen – Xinjiang und Tibet sind die einzigen Provinzen, in denen sie noch nicht die Mehrheit stellen.

Die Uiguren sind ein türkischsprachiges Volk, dessen Wurzeln in der Mongolei und dem Gebiet südlich des Baikalsees in Russland liegen. Nachdem sie von den Jenissei-Kirgisen im 9. Jahrhundert aus der

Mongolei vertrieben wurden, ließen sie sich in dem Gebiet der heutigen Provinz Xinjiang nieder. Hier gründeten sie das Reich von Qocho, das auch als Uiguristan bekannt wurde. Im 13. Jahrhundert unterwarfen sich die Uiguren Dschingis Khans mörderischem Heer, Jahrhunderte unter mongolischen Khanaten folgten. Die Uiguren waren ursprünglich Buddhisten und Manichäer, doch unter der mongolischen Herrschaft konvertierte die Bevölkerung zum Islam.

Die Chinesen mussten hart arbeiten, um die Herrschaft über ihr neues Land zu behalten. Ende der 1860er Jahre übernahm Jakub Bek, ein brutaler Warlord aus dem heutigen Usbekistan, die Kontrolle über große Teile Xinjiangs. Bek tyrannisierte die Region beinahe zehn Jahre lang, bevor es den Chinesen gelang, ihn zu vertreiben. In der Zwischenzeit hatten die Russen die Gelegenheit genutzt und das Tal des Ili im Norden besetzt. Erst zehn Jahre später gaben sie das Gebiet den Chinesen zurück – gegen einen erklecklichen Geldbetrag. Als die Qing-Dynastie sich 1912 aufgelöst und die erste chinesische Republik ausgerufen wurde, überließ man Xinjiang mehr oder weniger sich selbst. Erneut nutzte Russland die Gelegenheit. In den 1930er Jahren war Xinjiang, ungeachtet seines Namens, eine sowjetische Kolonie. Die Russen hatten die komplette Kontrolle, von den Ölquellen bis zu den Zinngruben; Russisch war die populärste Fremdsprache, und in gutem kommunistischem Geist wurden viele Moscheen in Versammlungshäuser und Theater umgewandelt. Das alte russische Konsulat steht noch immer als Monument des russischen Einflusses im Zentrum von Kaschgar. Das Konsulat ist heute ein billiges Hotel, aber der üppige Garten mit griechisch inspirierten Statuen, Pavillons und Springbrunnen zeugt von der einstigen Größe.

Während der sowjetrussischen Herrschaft kam es in der einheimischen Bevölkerung zu einem nationalen Erwachen. Die türkischsprechenden Muslime nannten sich wieder Uiguren, Nachkommen des Königreichs Uiguristan, ein Name, der jahrhundertlang nicht genutzt worden war. Einzelne träumten davon, Turkestan zu gründen, eine eigene Republik für die türkischen Volksstämme in Zentralasien, und Anfang der 1930er Jahre erblickte Ost-Turkestan das Licht der Welt. Unterstützt von der

nationalistischen chinesischen Partei Guomindang griff 1934 ein muslimisches Heer Kaschgar an. Mehrere Tausend Uiguren kamen in den Kämpfen um, und die ost-turkestanische Republik starb mit ihnen. Zehn Jahre später wurde sie noch einmal für eine kurze Periode im Ili-Tal im Norden Xinjiangs wiederbelebt – kräftig unterstützt durch die Sowjetunion. Die zweite ost-turkestanische Republik, die über eine eigene Währung und eine eigene Armee verfügte, gab die Selbstständigkeit endgültig auf, als Mao 1949 in China an die Macht kam.

In den letzten Jahren hat es erneut in Chinas wildem Westen geschwelt, es kam zu zahlreichen Terrorattentaten. So überfiel im März 2014 eine Gruppe mit Messern bewaffneter uigurischer Terroristen willkürlich Passagiere am Bahnhof von Kunming in der Provinz Yunnan, über zweitausend Kilometer östlich von Xinjiang. Dreizehn Menschen wurden getötet, über hundertvierzig verletzt. Einige Wochen später wurden dreiundvierzig Menschen bei einem Autobombenattentat auf einem Gemüsemarkt in Urumtschi getötet, der größten Stadt in Xinjiang. Im September des darauffolgenden Jahres wurden erneut über fünfzig Menschen bei einem Messerangriff in einem Kohlebergwerk in Aksu ermordet, im Westen von Xinjiang. Wieder waren Uiguren dafür verantwortlich.

Um die uigurische Separatistenbewegung zu zerschlagen, haben die chinesischen Behörden drakonische Gegenmaßnahmen ergriffen. Seit 2017 werden über eine Million Uiguren ohne rechtskräftiges Urteil in staatlichen Internierungslagern festgehalten. Die chinesischen Behörden nennen diese Lager euphemistisch Berufsausbildungszentren, doch in Wahrheit erinnern sie an moderne Konzentrationslager, umgeben von hohen Mauern, Stacheldraht und Wachtürmen. Ehemalige Insassen berichteten, dass sie gezwungen wurden, Lieder zum Lob der kommunistischen Partei zu singen, und dass aufsässige Gefangene geschlagen und vergewaltigt sowie mit Essensentzug und Isolationshaft bestraft werden. In vielen Fällen sollen Han-Chinesen bei den Familien der Insassen eingezogen sein, um die Verwandtschaft unter Beobachtung zu halten und ihnen chinesische Werte beizubringen.

In der chinesischen Presse werden die Internierungslager als überragender Erfolg gewertet: Seit 2016 hat es keinen Terrorangriff in Xinjiang mehr gegeben.

Auf dem Rückweg vom Viehmarkt unternahm ich einen neuen Versuch, die Id-Kah-Moschee zu besuchen. Mein Übergangspass lag in der Tasche bereit, aber ich traf auf ein verschlossenes Tor. Ein Schild informierte darüber, dass die Moschee um sieben Uhr abends schließe – was in der Praxis um fünf hieß. Da Xinjiang so weit im Westen liegt, arbeiten die Menschen hier mit ihrer eigenen Zeit, der Xinjiang-Zeit, die zwei Stunden hinter der Pekinger Zeit liegt. Offiziell folgt jedoch ganz China der Pekinger Zeit, und daher war die Moschee bereits geschlossen.

Am darauffolgenden Tag gab es noch immer nichts Neues von der pakistanischen Botschaft. Das Visum käme möglicherweise im Laufe der Woche, vielleicht aber auch erst in der nächsten Woche. Mir wurde allmählich klar, dass sich mein Aufenthalt in Kaschgar hinziehen könnte, daher änderte ich die Taktik. Ich erinnerte mich, dass eine Bekannte von mir den ehemaligen pakistanischen Botschafter kannte. Ich nahm Kontakt zu ihr auf, und sie schickte umgehend eine E-Mail an die Botschaft. Die Wirkung war magisch: Im Laufe von wenigen Stunden war das Visum per Expressbrief auf dem Weg nach Kaschgar. Bald, vermutlich schon sehr bald, konnte die Reise in die vielen Reiche und Volksgruppen in den Tälern des Himalaya beginnen.

In der Zwischenzeit besuchte ich das Apak-Hodscha-Mausoleum, die heiligste Pilgerstätte in Xinjiang. Das Mausoleum liegt einige Kilometer außerhalb des Zentrums von Kaschgar, und mit seiner großen Kuppel und seinem ausladenden, gewölbten Eingangsbereich, der mit grünen und weißen Keramikfliesen verkleidet ist, erinnert es an ähnliche Gebäude in Seidenstraßenstädten wie Samarkand und Buchara. Das Mausoleum war 1640 als Grabstätte des Sufimeisters Mohammad Yusuf von seinem Sohn Apak Hodscha gebaut worden, der ebenfalls dort begraben wurde. Das Mausoleum ist nach ihm benannt, heute ist es allerdings am bekanntesten als die Grabstätte der Wohlduftenden Konkubine.

Iparhan oder Xiang Fei, wie sie auf Chinesisch hieß, die Enkelin Apak Hodschas, war dem Mythos nach so hübsch und wohlriechend, dass Kaiser Qianlong, als er von ihr hörte, befahl, sie als Konkubine zu ihm zu bringen. Glaubt man der chinesischen Legende, bekam die Schönheit aus dem Westen ein hübsches Zimmer und einen eigenen Garten, doch der Luxus des kaiserlichen Palasts reichte nicht, um ihr Heimweh zu lindern. Der Kaiser war verzweifelt und wusste nicht, womit er seine neue Konkubine noch verwöhnen konnte, also ließ er vor ihrem Fenster eine Moschee, ein uigurisches Dorf und einen muslimischen Basar bauen. Schließlich sandte er seine Diener nach Kaschgar, um eine Chinesische Jujube zu besorgen, die goldene Früchte trug. Da verstand Xiang Fei endlich, wie sehr der Kaiser sie liebte, und war ihm bis zu ihrem Tod treu. Ihr Leichnam wurde als Symbol der nationalen Einheit und der Liebe des Kaisers nach Kaschgar zurückgebracht. Xiang Feis letzte Reise soll drei Jahre gedauert haben.

Die uigurische Version hingegen endet als Tragödie. Xiang Feis Herz soll voller Hass und Rachegeanken gewesen sein, sie verteidigte sich gegen die Annäherungen des Kaisers mit kleinen Messern, die sie in ihren Ärmeln versteckte. Die Mutter des Kaisers war um die Sicherheit ihres Sohnes besorgt, und eines Tages, als sie mit Xiang Fei unter vier Augen sprach, stellte die Mutter Xiang Fei vor die Wahl, sich endlich wie eine anständige Konkubine zu benehmen oder Selbstmord zu begehen. In einer Version wird Xiang Fei dann vergiftet, in einer anderen folgt sie der Aufforderung ihrer Schwiegermutter und erhängt sich mit einem Seidenschal.

Heute dominiert die romantische chinesische Version. Nach Xiang Fei sind Restaurants und Parfums benannt, es gibt eine Fernsehserie, Filme und Tanzvorstellungen über sie, zu ihrem Grab werden geführte Touren angeboten. Höchstwahrscheinlich hat der Mythos seinen Ursprung in einer Frau, die es tatsächlich gegeben hat, der Konkubine Rong, die um 1760 aus West-China in den Kaiserlichen Palast nach Peking kam. Sie starb im Alter von dreiundfünfzig Jahren an einer Krankheit und wurde in Peking begraben, über viertausend Kilometer vom berühmten Grab der

Wohlduftenden Konkubine in Kaschgar entfernt. Wer allerdings in Kaschgar begraben wurde, weiß niemand.

Rechts vom Mausoleum liegen vernachlässigte Gräber im getrockneten Lehm. Ursprünglich gab es auch Gräber vor dem Mausoleum, denn die Muslime meinen, es sei gut, neben Heiligtümern begraben zu werden. Da das Mausoleum aber eine populäre Touristenattraktion ist, wurden diese Gräber von den chinesischen Verantwortlichen entfernt und durch einen Rosengarten ersetzt. In einer Ecke des Rosengartens steht ein Schild: *Best spot for taking photos*. Die Touristen sollen aus Xinjiang am liebsten mit Fotos von Rosen nach Hause kommen, nicht mit Bildern von alten Gräbern oder misshandeltem Vieh auf der Speicherkarte.

Und schon gar nicht vom Inneren einer Moschee.

Schließlich gelangte ich doch hinter die gelben Mauern der Id-Kah-Moschee. Ein Wachposten scannte meinen Pass, ein anderer nahm den Eintrittspreis entgegen, fünfundvierzig Yuan, rund sechs Euro.

»Es ist nicht gestattet, Fotos zu machen«, informierte mich der Wachmann, als er mir das Ticket und mein Wechselgeld überreichte.

»Es ist nicht erlaubt zu fotografieren«, erklärte mir der andere, bevor er mir meinen Pass aushändigte.

»Fotografieren verboten«, warnte mich ein dritter, der meine Tasche überprüfte, bevor ich in den Vorhof der Moschee durfte. Innerhalb der Mauern ist genügend Platz für über zwanzigtausend Menschen, womit die Id-Kah-Moschee nicht nur die größte Moschee Kaschgars, sondern ganz Chinas ist. Das eigentliche, sechshundert Jahre alte Moschee-Gebäude ist allerdings klein und aus Holz gebaut. Normalerweise bedecke ich, wie es sich gehört, meinen Kopf, wenn ich eine Moschee besuche, aber in Xinjiang ist es verboten, ein Kopftuch oder einen Schal zu tragen. Auch lange Bärte und muslimische Tracht werden nicht geduldet. Wer in irgendeiner Weise nach außen hin signalisiert, dass er Moslem ist, könnte ebenso gut ein Gesuch zur »Umerziehung« einreichen.

»Jeden Tag kommen Tausende Muslime hierher, um zu beten«, wirbt das chinesische Touristenbüro Travel China Guide auf seiner Homepage, aber abgesehen von ein paar Dutzend chinesischen Touristen war die